

86]

Arbeit.

(Nachdruck verboten.)

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen überseht von Leopold Rosenzweig.

Eben trat Babette Bourron ein. Sie, die immer Heitere, lebte im Gegenteile in fortwährendem Entzücken über ihre neue Lage. Mit Hilfe ihres fröhlichen Optimismus hatte sie ihren Mann, den einfältigen Bourron, davor bewahrt, in den Abgrund zu stürzen, in welchem Ragu sein Ende finden sollte. Stets hatte sie hoffnungsvoll in die Zukunft geblickt, fest überzeugt, daß noch alles gut gehen werde, und hatte oft Geschichten von wunderbaren Glücksfällen erfunden, um sich und die Ihrigen über das fehlende Brot zu trösten. Und war nun, wie sie heiter sagte, in dieser Crèche, wo die Arbeit reinlich, angenehm und geehrt war, wo man alle die Freuden genoß, die einmal nur den Herren erreichbar waren, war hier nicht ihr Paradies verwirklicht? Ihr rundes, noch immer frisches Puppengesicht strahlte denn auch vor Freude, daß sie einen Mann hatte, der sich nicht mehr betraut, und zwei schöne, gesunde Kinder, die sie bald würde verheiraten können, in einem Hause, das ihr gehörte, und das schön und behaglich eingerichtet war wie das Haus eines Reichen.

„Na, es ist also endlich wahr geworden?“ rief sie sogleich. „Lucien bekommt seine Luise Mazelle, das kleine, hübsche Fräulein, das sich unser nicht schämt?“

„Wer sagt das?“ fragte die Loupe scharf.

„Madame Lucas, Josine hat's mir gesagt, als ich sie heute traf.“

Die Loupe wurde bleich vor unterdrückter Wut. Ihr nicht zu besänftigender Grimm gegen die Crèche war nicht zum wenigsten auf ihren Haß gegen Josine zurückzuführen. Sie konnte „diesem Frauenzimmer“ ihre Vereinigung mit Lucas nicht verzeihen, konnte es nicht ertragen, sie so hoch erhoben als Frau des allgeliebten Helden, als Mutter schöner Kinder zu sehen. Wenn sie bedachte, daß sie sich der Zeit erinnerte, wo diese Bettlerin von ihrem Bruder hinausgeworfen worden war und nicht wußte, womit sie ihren Hunger stillen sollte! Sie meinte zu ersticken, wenn sie sie auf der Straße sah, mit einem Gute einherstolzierend wie eine Dame. Dieses Glück, das einer andern zu teil geworden, das war's, was sie nicht verwirren konnte.

„Anstatt sich um anderer Leute Heiraten zu kümmern,“ sagte sie brutal, „thäte diese Josine besser, über ihre eigne nachzudenken, die vom Dompfaff eingeseget worden ist. Im übrigen ärgert Ihr mich alle miteinander, laßt mich in Ruhe!“

Sie verließ das Zimmer, indem sie die Thür hinter sich zuschlug, und ließ die andern in verlegenem Schweigen zurück. Babette fand zuerst ihr Lachen wieder; sie war an die Art ihrer Freundin gewöhnt, die sie mit ihrer heiteren Nachsicht für eine brave Frau erklärte, wenn sie auch eine scharfe Zunge hatte. Luciens Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, denn es war sein Lebensglück, über welches hier mit so viel heftigen und bösen Worten verhandelt wurde. Doch sein Vater drückte ihm freundschaftlich die Hand, wie um ihm zu versprechen, daß er schon dafür sorgen werde, daß alles gut ginge. Er selbst, der wadere Bonnaire, war tief betrübt, da er sehen mußte, daß das Glück, selbst wenn mehr Gerechtigkeit und Friede errungen worden, von häuslichen Streitigkeiten verkümmert wurde. Genügte also ein einziger böswilliger, zänkischer Mensch, um die Früchte der Brüderlichkeit zu verbittern? Und nur der alte Ragu, der mit der Pfeife im Munde halb eingeschlafen war, bewahrte seine stumpfsinnige Zufriedenheit.

Wenn jedoch Lucien an der schließlichen Einwilligung seiner Eltern nicht zweifeln konnte, so traf Luise bei den Ihrigen auf viel stärkeren, zäheren Widerstand. Da Vater und Mutter Mazelle ihre Tochter abgöttisch liebten, so fanden sie gerade in dieser abgöttischen Liebe einen triftigen Grund, um ihrem Herzenswunsche nicht zu willfahren. Sie traten ihr nicht etwa mit heftigen Worten entgegen, sondern mit gutmütiger Passivität, einer Art bleierner Unbeweglichkeit, die, wie sie hofften, ihre Laune allmählich einschläfern würde. Mochte

Luise auch noch so ungestüm durch die Zimmer flattern, fieberhaft ihr Klavier bearbeiten, frische Vouquets zum Fenster hinauswerfen und noch hundert andre Zeichen leidenschaftlicher Erregung geben — ihre Eltern lächelten ihr liebevoll zu, thaten, als merkten sie nichts und überhäuften sie mit Süßigkeiten und Geschenken. Sie aber wurde dadurch, daß man ihr alle möglichen schönen Dinge aufdrängte und gerade nur das eine verweigerte, nach dem sie leidenschaftlich verlangte, so gereizt und empört, daß sie krank zu werden drohte. Sie legte sich auch wirklich zu Bett, drehte sich gegen die Wand und gab keine Antwort, wenn man zu ihr sprach. Doktor Novarre, den die ängstlichen Eltern herbeiriefen, erklärte, daß solche Krankheiten nicht in sein Fach fielen. Es gäbe nur ein Mittel für liebesranke Mädchen, und das sei, ihnen den Gegenstand ihrer Liebe zu geben. Als nun die guten Mazelle sahen, daß die Sache ernst wurde, gerieten sie in Bestürzung und verbrachten eine schlaflose Nacht im ehelichen Kamin, um mit einander zu beraten, ob sie nachgeben sollten. Die Angelegenheit erschien ihnen jedoch so schwerwiegend, so folgenreich, daß sie es nicht wagten, auf Grund ihrer eignen Einsicht eine Entscheidung zu treffen; sie beschloßen daher, ihre Freunde zu versammeln und ihnen den Fall vorzulegen. War es nicht eine Fahrenflucht, wenn sie ihre Tochter einem Arbeiter gaben, in einer Zeit, wo ganz Beauclair sich in heftiger Gärung befand? Mußte eine solche Heirat nicht entscheidende Bedeutung erlangen, nicht als Zeichen der vollständigen Abdankung des Bürgertums, des Handels und der Reute erscheinen? Und natürlicherweise wendeten sie sich an die Autoritäten, an die Spitzen der besitzenden und herrschenden Klasse um Rat. Eines Nachmittags luden sie also den Unterpräfekten Châtelard, den Bürgermeister Gourier, den Präsidenten Gaunne und den Abbe Marle zu einer Tasse Thee in ihren schönen blühenden Garten, wo sie so viele Tage in behaglichem Nichtsthun verbracht hatten, einander gegenüber in weichen Fauteuils sitzend, auf die blühenden Rosen blickend, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen, miteinander zu sprechen.

„Wir werden thun, was die Herren uns raten,“ sagte Mazelle. „Sie verstehen mehr als wir, und niemand kann uns etwas vorwerfen, wenn wir ihrem Rate folgen. Ich für meinen Teil weiß vor lauter Nachdenken über diese schreckliche Sache schon nicht mehr, wo mir der Kopf steht.“

„Ich auch nicht,“ klagte Madame Mazelle. „Das ist kein Leben, wenn man immer überlegen soll. Ich fühle, daß meine Krankheit sich dadurch sehr verschlimmert.“

Der Theetisch wurde an einem schönen, sonnigen Nachmittage in einer schattigen Laube gedeckt. Der Unterpräfekt Châtelard und der Bürgermeister Gourier erschienen als erste. Sie waren unzertrennlich geblieben, ja noch ein engeres Band schien sie zu vereinigen, seitdem sie Madame Gourier, die schöne Léonore, verloren hatten. Fünf Jahre hindurch hatten sie sie gepflegt, die durch eine Lähmung der Beine an ihren Fauteuil gefesselt war, hatten sie mit zärtlicher Sorgfalt umgeben, und der gute Freund war bei ihr geblieben, wenn der Gatte fortging, hatte sie unterhalten und ihr vorgelesen. Nie hatte ein Verhältnis in friedlicherer Weise bis zum Tode gedauert. Und in den Armen Châtelards war Léonore eines Abends plötzlich gestorben, als er ihr eine Tasse Lindenblüthen-tee reichte, während Gourier ein wenig ausgegangen war, um eine Cigarre zu rauchen. Als er dann heimkehrte, hatten die beiden miteinander geweint. Nun verließen sie einander fast gar nicht mehr; die Verwaltung der Stadt ließ ihnen reichliche Muße, denn nach langen und eingehenden Beratungen hatte der Präfekt den Bürgermeister bevogen, seinem Beispiel zu folgen, die Augen zuzudrücken, die Dinge ihren Gang gehen zu lassen und sich nicht unnötigerweise das Leben zu verbittern mit dem Aufkämpfen gegen eine Umwandlung, die kein Mensch der Welt aufhalten konnte. Gleichwohl wurde es Gourier, der manchmal starke Umwandlungen von Angst hatte, in denen er sehr schwarz sah, nicht leicht, dieser lebenswürdigen Philosophie nachzuleben. Er hatte sich mit seinem Sohn Achille verjöhnt, den Blauchen in ihrem so tapfer eroberten und verteidigten Liebesheim mit einem reizenden Töchterchen, Léonie, beschenkt hatte, in deren Gesichtchen die herrlichen, himmelblauen, unergründlich tiefen Augen ihrer Mutter strahlten; und diese Entlein, die nun

halb zwanzig Jahre alt war, hatte den Großvater bezaubert. Er hatte sich daher entschlossen, dem in freier Ehe lebenden Paare, dem Sohne, der sich einst gegen ihn aufgelehnt hatte, und der Tochter des Arbeiters, die er noch jetzt manchmal eine Wilde nannte, sein Haus zu öffnen. Es war zwar hart für einen Bürgermeister, sagte er, für den vollziehenden Beamten der legalen Ehe, ein solches aufrührerisches Paar, das sich in einer warmen Sommernacht ohne Zeugen vermählt hatte, bei sich aufzunehmen. Aber die Zeiten waren so seltsam, es gingen so merkwürdige Dinge vor, daß eine entzückende kleine Enkelin, mochte sie auch der unbußfertigen freien Liebe entsprungen sein, ein sehr annehmbares Geschenk war. Châtelard hatte in seiner leichten, heiteren Weise die Versöhnung herbeigeführt, und Gourier fühlte sich, seitdem sein Sohn ihm Léonie zum erstenmal gebracht hatte, immer stärker in den Bannkreis der Erziehung gezogen; diese blieb jedoch für ihn immer noch eine Quelle der Katastrophen, obgleich er sich genötigt gesehen hatte, seine Schuhfabrik in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln und alle Interessenten der Bekleidungsindustrie ihr anzuschließen.

Der Präsident Gamme und der Abbé Marle ließen auf sich warten, und Mazelle konnte sich nicht enthalten, dem Unterpräfekten und dem Bürgermeister sogleich seinen Fall vorzulegen. Sollten er und seine Frau der unvernünftigen Laune Luissens nachgeben?

„Sie begreifen, Herr Unterpräfekt,“ sagte Mazelle mit wichtiger und bekümmertem Miene, „abgesehen von dem persönlichen Schmerz, den uns eine solche Heirat bereiten würde, handelt es sich auch noch um den beklagenswerten Eindruck in der Öffentlichkeit, um die Verantwortung gegenüber den hervorragenden Persönlichkeiten unserer Klasse, die wir auf uns lasten fühlen. . . . Wir gleiten einem Abgrund zu!“

Die kleine Gesellschaft saß im kühlen Schatten der Laube, die vom Duft der Rosen durchzogen war, an einem mit buntem Tinnen gedeckten Tische, auf dem allerlei appetitliche Kuchen standen; und Châtelard, noch immer ein eleganter Mann von schöner Haltung, trotz seines Alters, lächelte in seiner diskret ironischen Weise.

„Wir sind bereits in dem Abgrund, mein verehrter Herr. Sie thäten sehr unrecht, sich nur den geringsten Zwang aufzuerlegen um des Staates, um der Stadt oder auch selbst nur um der guten Gesellschaft willen. Denn alle diese Dinge, sehen Sie, bestehen nur mehr dem Anschein nach. Allerdings bin ich noch immer Unterpräfekt, und mein Freund Gourier ist noch immer Bürgermeister. Aber da hinter uns kein wirklicher festgefügter Staat mehr steht, sind wir nichts andres als Gespenster. Ebenso verhält es sich mit den Mächtigen und Reichen, deren Macht und Reichthum jeden Tag mehr von der neuen Organisation der Arbeit abgedrückt werden. Geben Sie sich doch keine Mühe, sie zu verteidigen, da sie selber, vom Schwindel erfasst, zu Beförderern der Revolution werden. Also in Gottes Namen, widerstehen Sie nicht länger, ergeben Sie sich!“

Er liebte es, in dieser Weise zu scherzen und damit die letzten Altbürger von Beauclair zu erschrecken. Er bediente sich dieser liebenswürdig-humoristischen Form, um die Wahrheit zu sagen, um seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß die alte Welt im Begriffe war, auseinanderzufallen, und daß eine Welt auf ihren Trümmern emporwuchs. In Paris vollzogen sich schwerwiegende Ereignisse, Stein um Stein des morschen Gebäudes bröckelte ab, und dieses wurde allmählich durch einen provisorischen Bau ersetzt, an welchem die Linien des künftigen Reiches der Gerechtigkeit und des Friedens bereits deutlich erkennbar waren. Alles dies bewies ihm, wie richtig sein Verhalten von jeher gewesen war. Er war glücklich, daß es ihm gelungen war, in diesem Provinzwinkel in Vergessenheit zu geraten, indem er so wenig als möglich regierte, und er war nun überzeugt, daß er hier eines natürlichen Todes sterben werde, zugleich mit dem Regime, das er nun schon seit vielen Jahren mit dem Lächeln des Philosophen und Weltmanns zu Grabe geleitete.

Die Mazelle waren erbleicht. Während die Frau regungslos in ihrem Fauteuil lehnte, die Augen auf die Kuchen des Theetisches geheftet, rief der Mann ängstlich:

„Wirklich, glauben Sie, daß wir so schwer bedroht sind? Ich weiß wohl, daß man davon spricht, die Renten zu beschneiden!“

„Die Renten,“ erwiderte Châtelard gelassen, „werden abgeschafft werden, ehe zwanzig Jahre um sind; oder man wird

wenigstens eine Kombination durchführen, um die Rentner allmählich aus ihrem Besitz zu verdrängen. Die betreffenden Pläne werden gegenwärtig studiert.“

Madame Mazelle stieß einen Seufzer aus, als wollte sie den Geist aufgeben.

„Ach, ich hoffe, daß wir vorher sterben werden, um diese Schändlichkeiten nicht mit erleben zu müssen. Nur unser armes Kind wird darunter leiden. Das ist ein Grund mehr, um sie zu zwingen, eine gute Heirat zu machen.“

Châtelard entgegnete unbarmherzig:

„Es giebt aber keine guten Heiraten mehr, da das Erbrecht aufgehoben wird. Das ist so ziemlich beschlossene Sache. Fortan wird jedes junge Paar gezwungen sein, sich selbst sein Glück zu schaffen. Ob also Ihre Luise den Sohn eines reichen Bürgers oder den eines Arbeiters heiratet, so wird sie ihren Hausstand mit demselben Grundkapital beginnen: die Liebe, wenn sie und ihr Mann das Glück haben, einander zu lieben, und die Arbeit, wenn sie klug genug sind, sich nicht der Trägheit hinzugeben.“

Es folgte ein langes Schweigen, und man hörte das Flattern eines Vogels in den Rosenbüschen.

„Ist das also Ihr Rat, Herr Unterpräfekt?“ fragte endlich Mazelle niedergeschmettert. „Sie empfehlen uns, diesen Lucien Bonnaire zu unserm Schwiegersohn zu machen?“

„Du lieber Gott, ja, warum nicht? Die Erde wird sich bewegen ruhig weiter drehen, glauben Sie mir. Und da die beiden jungen Leute sich sehr gern haben, so werden Sie sich wenigstens des schönen Bewußtseins erfreuen, zwei Glückliche geschaffen zu haben.“

Gourier hatte noch nichts gesagt. Es war ihm ziemlich peinlich, daß er in einer solchen Sache um Rat gefragt wurde, er, den sein Sohn verlassen hatte, um mit Blauchen, der Tochter der Berge, zu leben, die er nun in seinem ehrenfesten Hause empfing. Und er verriet sein Unbehagen mit den Worten:

„Ach ja, das beste bleibt noch, sie zu verheiraten. Wenn die Eltern sie nicht verheiraten, gehen sie durch und verheiraten sich selbst. Mein Gott, was sind das für Zeiten!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Arbeit im Orient.

(Schluß.)

Das religiöse Gesetz, die darauf basierten primitiven Lebensgewohnheiten, sowie die an unkontrolliertes wüstes Geldverschwendung bis dahin gewohnt gewesene Autokratie widerstreben aber mehr noch im geheimen als offen der Europäisierung der Türkei. Dem Kapitalismus gelang es deshalb nur langsam, Fortschritte zu machen; er mußte sich bei jedem neuen Schritte, den er that, von der heftigsten Bureautraite brandschlagen lassen, ohne sicher zu sein, daß er sein Ziel erreicht hatte. So kam es denn, daß, abgesehen von den Eisenbahn-Bauten, verhältnismäßig wenig Kapital in industriellen Unternehmungen angelegt worden ist, und daß man, namentlich wenn der heiße mekkanische Wüstenwind der islamitischen Reaktion zu Zeiten über das Land weht, geneigt ist, anzunehmen, daß die Eroberung der Türkei durch das Kapital zum Stillstand gekommen ist. Aber jene Hemmnisse sind durchaus künstlicher, äußerlicher, nicht ökonomischer Art; also werden sie auch das Rad der wirtschaftlichen Entwicklung nicht zum Stehen bringen können.

Der europäische Importhandel hatte dem einheimischen Handwerk vor allem schwere Wunden geschlagen. Die fortschreitende Annahme europäischer Kleidung und Lebensgewohnheiten durch den Orientalen hatten den letzteren die billigen Erzeugnisse des europäischen Fabrikbetriebs den eigenartigen, aber ihm nun als altmodisch geltenden einheimischen Erzeugnissen vorziehen lassen.

Das einheimische Handwerk bekam zuerst die Einwirkung des europäischen Kapitals zu spüren, noch vor dessen endgültiger Invasion. Im Laufe des Jahrhunderts mußten eine ganze Reihe von „Esnafs“ auf den Aussterbe-Etat gesetzt werden und völlig eingehen; andre quälten sich so hin, weil noch ein Teil ihrer Thätigkeit in Anspruch genommen wird, wie die Zuleidschis, die Verfertiger von Thonpfeifen für die Tschibuls. Da niemand mehr Tschibul raucht, mit Ausnahme der ältesten Leute, so verfertigen sie nur noch die Köpfe für die Wasserpfeifen, die man noch allgemein in den Kaffeehäusern raucht, was ihnen aber nur einen geringen Absatz bietet.

Die christlichen „Esnafs“ haben natürlicherweise bei ihrer größeren Anpassungsfähigkeit an europäische Muster die mohammedanischen Plinthe schon seit langem überflügelt. Die letzteren besaßen sich ausschließlich mit der Anfertigung von Utensilien, die seit uralter Zeit zum Hausrat des Orientalen gehören, z. B. mit der Herstellung der Truhen aus dem wanzensicheren Chypresenholz, ohne

die kein türkischer Hausstand sein kann; von kupfernen Kohlenbeden zur Heizung der Zimmer, von Wiegen und Kinderpielzeug alttürkischer Form und andren noch nicht aus dem Gebrauch geschwundenen Dingen. Auch die Lebensmittel produzierenden Zünfte bestehen zum größten Teil aus Mohammedanern, die dann ihre Produkte durch ambulanten Straßenhandel absetzen, Süßigkeiten, Kuchen, Pasteten und dergl. Leckereien, wie sie der Levantiner liebt und selbst der Arbeiter hier in Verbindung mit Brot zu seiner Nahrung braucht. Auch hierin ist die Bevölkerung möglichst konservativ, und der Versuch eines Ungarn, hier eine Fabrik von Schweinefleischfreien Wurstwaren zum Abzug unter der mohammedanischen Bevölkerung zu gründen, ist kläglich gescheitert.

Die Zünfte sind nicht nur nach Religion, sondern auch nach Nationen gegliedert. Einer Nation wird eine größere Geschicklichkeit in der Herstellung eines bestimmten Artikels vor den andren Nationalitäten zuerkannt. So sind z. B. alle Zinngießer Lafen aus dem Gebiet von Trebisonde und Kerasunt, die Süßigkeitenbereiter Arnavten aus dem Distrikt von Prisdren, die Gemüsegärtner fast alle Bulgaren, die Brotbäcker Ghieten usw.

Die Kunst wird noch wie früher von einem Kehaya gelenkt, den die Regierung bei dem hier herrschenden System für Spionagezwecke benützt. Das Interesse der Regierung am Gewerbe zeigt sich sonst nur in der sehr scharfen Kontrolle von Maß und Gewicht, die aber auch durch Backschisch zu umgehen sein soll.

Die Lage des Arbeiters in dem Handwerksbetrieb ist eine völlig rechtlose. Er ist ohne Schutz der Willkür der Meister ausgesetzt, da er natürlich noch nicht die Spur von Klassenbewußtsein besitzt oder die Notwendigkeit einer Association mit den Genossen einsehen kann. Er ist außerordentlich schlecht bezahlt, empfängt gewöhnlich den Lohn in monatlichen Raten und muß von seinen kümmerlichen 10 Piafter (1,80 M.) täglich nicht übersteigenden Einkommen der Regierung eine jährliche Gewerbesteuer (esnaf teskeresi) von 27 bis 50 Piafter, sowie, wenn er Christ ist, die in Geldsteuer umgewandelte Kopfsteuer von mindestens 80 Piafter jährlich zahlen. Wenn er in Konstantinopel verheiratet ist, wird ihm der Lohn wöchentlich ausgezahlt; gewöhnlich aber ist er Wanderarbeiter und muß von seinem Einkommen auch noch die in der fernem Heimat weilende Familie ernähren. Seine Arbeitsleistung ist in Anbetracht seiner schlechten Ernährung eine minimale; er ist notgedrungen Vegetarier, denn die Fleischpreise sind in Konstantinopel für ihn unerträglich. Aber selbst, wenn sie so niedrig wären, wie in den Vilayets, würde er selten sich zu der Extravaganz eines Fleischgerichts hinreißn lassen, denn er spart, um sich später bei der Rückkehr in die Heimat den herz erfreuenden Anblick einiger Goldmünzen zu gönnen, die er dann entweder seiner Frau als Schamklingen um Stirn und Hals hängt oder sie hübsch in die Erde gräbt, wo sie am besten aufgehoben sind und der Tachsilbar (Steuereinnahmer) sie nicht wittert.

Das Handwerk wird nirgends industriemäßig betrieben. Die industriemäßigen Betriebe und Fabriken in der Türkei sind in geringer Zahl vorhanden. Die Zeit für eine Industrie gründung in der Türkei ist noch nicht gekommen; noch wird sie unmöglich gemacht durch die billigen Preise der europäischen Konkurrenz.

Das Arbeitsangebot ist ein sehr starkes, der europäische Unternehmer, der sich nach einheimischen Kulis umsieht, wird da niemals in Verlegenheit sein. Seit einigen Jahren, namentlich seit der Gründung der anatolischen Bahn, drängen die in den primitiven landwirtschaftlichen Betrieben des inneren Klein-Asiens entbehrlichen Arbeitskräfte massenhaft in die großen Städte, zunächst nach Konstantinopel, wo auf den Bahnhöfen und im Handelsbetrieb eine große Menge eingeschulter Arbeiter verlangt werden. Diese werden als Kulis natürlich erbärmlich bezahlt. Wenn aber dann die Zeit kommt, wo diese Arbeiter nach soliderer Nahrung verlangen, als nach Reis, Brot, Zwiebeln und Frülchten, müssen die Unternehmer schon tiefer nach Asien hineingehen, um neue Kulis zu finden.

Ein ganz neuer Zug in der Arbeit des Orients, das Zeichen einer tiefgehenden Revolution in den sozialen Verhältnissen ist das Vorkommen der Frauenarbeit. Die orientalische Frau, wos Standes sie auch sei, ist nach den social-ethischen Anschauungen des ganzen Ostens, nicht nur des Islams, auch in ihrer Arbeit auf das Haus beschränkt. Das griechische Dienstmädchen hält es für unter ihrer Würde, über die Straße zu gehen und Einkäufe zu machen, ebenso wenig wie die Türkin sich an Orte begeben wird, wo Männer sich aufhalten. Hausarbeit jedoch, selbst Hausindustrie ist von den Frauen stets betrieben worden und zwar mit großem Fleiß und echt orientalischer Geduld. Namentlich betrieben die türkischen Frauen der Donauländer allerhand Heimindustrie, die sie wohl von den christlichen Frauen gelernt haben mochten, wie Weberei, Kunststickerei, womit sie den Winter verbrachten, nachdem sie im Sommer im Schweiß ihres Angesichts das Feld bestellt und die Ernte besorgt hatten. Man kann sagen, daß sie, wenn nicht mehr, so doch ebenso viel Arbeit leisten mußten als ihre Männer.

Aus jenen Ländern kamen die zahlreichen Mohabschirs oder Auswanderer, die massenhaft nach dem Kriege von 1877 in die Türkei einwanderten, wo sie einer schnellen Proletarisierung anheimfielen und den Grundstoß zu einem türkischen Proletariat bildeten, das im eigentlichen Sinne bis dahin noch nicht vorhanden gewesen war. Ihre Frauen fanden nun in der Tuch-, Seiden- und Tabaksindustrie, allerdings von den Männern streng getrennt, eine lächerlich niedrig bezahlte Beschäftigung. Außerdem wurde ihre Kunstfertigkeit von den für den Export nach Europa arbeitenden Händlern der Teppich- und Stickereibranche ausgenutzt.

In den von diesen eröffneten Ateliers arbeiten diese armen Frauen für einen Tagelohn von einem, höchstens zwei Piaftern (36 Pfennig.) In einem Lande, das sich in einem wirtschaftlichen Uebergangsstadium befindet, wird natürlich die Ausbeutung der Arbeitskraft durch den Unternehmer am schonungslosesten betrieben; aber solche Löhne sind gewiß ein Zeichen von großem Glend der beherrschten Klasse, das alle offiziellen Deklamationen von dem Paradiese in der Türkei nicht aus der Welt schaffen können. Also auch schon die Schranken des türkischen Harems hat der Kapitalismus gebrochen — was keiner Macht auf Erden gelungen wäre, die unerbittliche wirtschaftliche Notwendigkeit hat es vollbracht; die Frau verläßt das Haus und betritt die Arbeitsäle der Fabrik, wo sie nur durch dünne Scheidewände von den männlichen Arbeitern getrennt ist.

Während der Osten fast nur ungeschulte Arbeitskräfte auf die Wanderung schiebt, führt der griechische Westen, namentlich von den Inseln des Archipels, große Scharen geschulter Kräfte in die großen Städte des Reiches. Auch hier kann man wieder beobachten, daß gewisse Berufs- oder bestimmte Lokalitäten gebunden sind. Der Arbeiter nimmt die Arbeiter von dort, wo man sie seit Jahrhunderten genommen hat und wo vielleicht in alter Zeit die betreffende Beschäftigung mit besonderem Geschick betrieben worden ist.

Die Päder bezieht man aus Ghios, die Maurer, denen die Kurden Handlangerdienste verrichten, kommen aus Nagos, die Tabakarbeiter kommen zumeist aus Zecidscha in Macedonien; die Tischler, Schmiede, sowie die Matrosen der Segelschiffe liefert die Insel Andros.

Die Ausbeutung des Arbeiters durch den Unternehmer hat im Orient schon vor dem Eindringen des Kapitalismus stattgefunden. Von Arbeiter-Associationen, ähnlich den russischen Arteln, findet man nur Ansätze. So bilden die, wie erwähnt, gewöhnlich von Andros kommenden Maurer Genossenschaften, ohne sich einem Meister unterzuordnen. Sie treten direkt mit dem Architekten in Verbindung.

Die vom Pontus kommenden Holzhafter haben so eine Art „Artel“ mit einer Centralstelle in Stambul. Die Lastträger bilden ebenfalls in jedem Stadtviertel Konstantinopels eine Korporation, die die Einkünfte — ich konnte allerdings nicht erfahren, nach welchem Princip — unter sich teilt.

Der verträglichste, gutherzigste orientalische Arbeiter sollte sich zu dieser Arbeit besonders eignen. Er hält gute Kameradschaft mit den Genossen und läßt es höchstens zu Wortgefechten kommen, wenn es an die Lohnteilung geht; es findet sich dann immer ein dritter, der durch ein salomonisches Urteil den Streit schlichtet.

Daß aus den verhältnismäßig reich bevölkerten Distrikten des westlichen Kleinasiens keine nennenswerte Einwanderung in die wachsenden Handels- und Industriebezirke stattfindet, hat seinen Grund in der verhältnismäßig bedeutenden Entwicklung der ländlichen sowie der Heimarbeit in jenen Gegenden. Hier werden doch noch zahlreiche Hände beim Acker-, Gemüse- und vor allem beim Weinbau verwendet, während namentlich die griechische und dann auch die türkische Bevölkerung sich mit Teppichweberei, Kunstweberei, Spitzenlöppelei und der Zucht der Seidenraupe befaßt. Die Lage dieser Leute, die in ausschließlich ländlichen Bezirken wohnen, vor allem in Vilayet Sudavendikar um Brussa herum, leidet unter dem allgemeinen Daniederliegen des Handels. So wohl die Regierung als auch die Verwaltung der „Dette publique“ bemüht sich um die Hebung dieser Industrien, damit sie — nachher Schäfchen zum Scheren haben. Die Leute arbeiten teils für einen Verleger, teils auf eigne Rechnung, wenn sie über Kapitalien verfügen, und exportieren ihre Seide bis nach Persien hinein, wohin der Absatz lohnender ist als nach Europa.

Arbeiter sind schließlich auch die kleinen Händler, die nach der Ernte oder zu bestimmten Zeiten des Jahres ihre Produkte ohne Hilfe des Zwischenhändlers selbst absetzen. Ihr Profit ist infolge der großen Reisekosten ein äußerst geringer: die ländliche Bevölkerung der Pontuslüssen thut sich zusammen im Spätsommer, schlägt Holz im Walde (der Holzschlag dort ist fast völlig frei) und chartert einen Küstensegler, mit dem sie die langwierige Reise nach Konstantinopel unternehmen. — F. S.

Kleines Feuilleton.

— Die Some als Eismaschine. Thndall hat einmal gesagt, daß zur Erzeugung von Kälte oft viel Wärme nötig sei. Dieser anscheinend paradoxe Satz verliert seine Wunderlichkeit, wenn man beispielsweise an jene Eismaschinen denkt, in denen Ammoniakgas durch Erhitzen aus einer Lösung ausgetrieben wird. Daß die Some selbst als natürliche Eismaschine wirken kann, zeigt eine Beobachtung, die kürzlich Th. Glangeand der Pariser Akademie mitgeteilt hat. Die „Bost. Jg.“ berichtet hierüber: Auf den Lavafeldern der erloschenen Vulkanen in der Auvergne tritt im Sommer bei Temperaturen von 55 Gr. C. in der Sonne und 34 Gr. C. im Schatten hier und da starke Eisbildung ein. Die Lavaströme haben sich einst in Niederströme ergossen; häufig sind Thäler, die von Wasserläufen durchströmt wurden, von ihnen vollständig ausgefüllt worden. Das Wasser hat dann seinen Lauf unterirdisch fortgesetzt; am Ende der Lavaströme treten die Bäche in Gestalt klarer und frischer Quellen wieder ans Tageslicht. Die aus dem Sammelröhre erstarrten Gesteinsmassen sind häufig porös und mit Höhlungen erfüllt, weshalb sie ein durch Leichtigkeit ausgezeichnetes Baumaterial bilden. Diese Porosität und zudem das Vorhandensein zahlreicher kleiner

Spalten betvirken, daß das unterirdische Wasser leicht in dem Gestein emporsteigt. Unter dem Einfluß der Sonnenwärme kann nun eine verhältnismäßig rasche Bewegung des Wassers von der Tiefe nach aufwärts stattfinden. An der Oberfläche des Lavastromes verdunstet das Wasser. Durch die Verdunstung aber wird eine Abkühlung erzeugt, und wenn diese stark genug ist, wird das Wasser gefrieren. Es bildet sich mithin durch diesen Vorgang nur dann reichlich Eis, wenn die äußere Temperatur, die ja die Stärke der Verdunstung bedingt, sehr hoch ist, also gerade in der heißesten Zeit des Jahres. Die Erscheinung läßt sich u. a. beobachten in der Umgegend von Pontgibaud, auf dem großen Lavaström des Vulkans Côme, einer wahren Steinwüste, der wildesten und am schwierigsten zu erforschenden Gegend der Auvergne. Dieser Lavaström ist mit Höhlungen überfüllt, die, Miniaturkratern gleichend, oben weit und unten verengt sind. Auf dem Grunde dieser 3 bis 5 Meter tiefen Trichter, die fast bis auf den Granitboden, auf dem das Wasser dahin rieselt, hinabreichen, findet man während des Sommers Eis in beträchtlicher Menge. Einigen wenigen Bewohnern der Umgegend von Pontgibaud ist diese Stelle unter dem Namen Trou de la glace bekannt. Ähnliche Punkte finden sich in den prächtigen Basalt-Lavaströmen von Ahdat.

Wirkung der Musik auf Tiere. Den Schweiz. Bl. für Ornithol. wird geschrieben: Sehr bemerkenswert war eine Beobachtung, die wir einmal in Poien über die Wirkung der Streichmusik auf das Geflügel machen konnten. Zu der dortigen Geflügelausstellung war geplant, am Sonntag ein Konzert zu veranstalten, und es fand sich dazu ein vollbesetztes Orchester ein. Als die Musiker die Streichinstrumente stimmten, war keine Veränderung der Stimmung unter dem Hühnervolk zu bemerken, doch als der Konzertmeister den Taktstock erhob und die Musiker begannen, machte sich eine merkwürdige Stille unter dem Geflügel bemerkbar, nur ein Truthahn ließ sein Grollen ertönen, während die sämtlichen Gähne die ganze Musikstücke hindurch keinen Laut von sich gaben, doch in jeder Pause desto lauter ihr Krähen ertönen ließen. Das ganze Konzert hindurch wiederholte sich die interessante Wahrnehmung, die erkennen ließ, daß das Geflügel sicher Wohlgefallen an Streichmusik habe. Bei einem Hunde machten wir die Wahrnehmung, daß dieser das Abendlanten, das mit einer Glocke erfolgte, nicht leiden konnte, und während desselben ununterbrochen heulte, vom Erdröten des vollen Geläutes hingegen nicht berührt wurde. Vor einiger Zeit hat bereits der Zoologe Vater die Wirkung der Musik auf Tiere zu erforschen versucht, indem er ihnen in den Abendstunden auf der Geige vorspielte. Ein Puma schien die Musik zu lieben. Er legte sich lang hin und hörte zu, so lange die Musik sanft blieb. Als sie plötzlich laut wurde, sprang er auf und ging unruhig hin und her. Zwei Leoparden kümmerten sich gar nicht um die Musik. Eine Löwin mit drei Jungen schien zuerst beunruhigt. Als der Spieler sich vom Käfig entfernte, immer spielend, kamen alle nach vorn und legten sich hin. Sanfter Musik hörten sie, als er wieder zurückkam, aufmerksam zu. Bei einem rasch gespielten Tanze sprangen die Jungen lebhaft umher. Die Affen zeigten sich mehr neugierig als tiefer berührt. Eine Anzahl von Prairienvögeln kam beim ersten Tone aus ihren Löchern heraus, lief erst unruhig hin und her und setzte sich dann im Halbkreis um den Geiger herum, ruhig zuhörend. Als er aufhörte, kamen sie alle auf ihn zu und langten mit ihren Pfoten nach ihm, wie wenn sie verlangten, er solle weiter spielen.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Konzentrierter Wein. Dr. Garrigon, der sich bereits seit langen Jahren mit den Fragen der Konzentrierung der Nahrungsmittel beschäftigt, sucht in einem eben erschienenen Buch nachzuweisen, daß die Lösung der Krise, die die übergroße Weinproduktion in Frankreich heraufbeschworen hat, durch das einheitliche Vorgehen des Staates, der Winzer und Weinhändler zum Vorteil aller, auch der andern Nationen, herbeigeführt werden könne. Und zwar mißten sie sich zusammenzuthun, um die Konzentrierung des Weines im großen zu betreiben. Er hat umfassende Versuche in dieser Hinsicht angestellt und behauptet, nach einer Mitteilung der „Post“, zu den befriedigendsten Ergebnissen gelangt zu sein. Die Konzentrierung müßte in luftleeren Gefäßen, erfolgen. Nach einer genauen Beschreibung der erforderlichen Apparate führt der Verfasser aus, daß es sich um folgende vier Punkte bei diesem Verfahren handle: 1. die ätherischen Gase, 2. den Alkohol, 3. das Wasser zu entfernen und 4. eine Weinmasse zu erhalten, die im Falle einfacher Destillierung in eine gewöhnliche Retorte, bei völlig durchgeführter Destillierung dagegen in eine Retorte mit einem regelmäßig funktionierenden Sauger gedrängt werden muß. Dann folgen die Darlegungen bezüglich der Bereitung des Weines aus diesen sorgfältig auf Flaschen gezogenen Mischungen. Man muß dabei drei Fälle berücksichtigen, die Reduzierung des Weines um die Hälfte, drei Viertel oder acht Zehntel.

Für Auskügler und Reisende dürfte es genügen, in die konzentrierte Masse einfach so viel Wasser zu schütten, bis man das ursprüngliche Volumen wieder erhält, während für Luxusweine einige besondere Vorsichtsmaßregeln zu beobachten wären. Dr. Garrigon teilt seine allgemeinen Schlüsse über die Vorteile dieser Konzentrierung des Weines in acht Kategorien. Besonders gut wäre dies für die Weinbergbesitzer, die diese Konzentrierung des

Weines — im Gegensatz zu der des Mostes oder der Trauben — jeder Zeit, am besten sogar im Winter, vornehmen könnten; der so erzielte Wein würde viel besser wie der aus getrockneten Trauben werden und durch die Herstellung im luftleeren Raum gleichzeitig pasteurisiert, ohne einen brenzlichen Geschmack anzunehmen. Der Wein erhält dadurch auf natürlichem Wege Alter und Bouquet. Die Konzentrierten bekommen ein zarteres, feineres und wegen der teilweisen Ausschcheidung der Weisfein- und Schwefelsäure gesünderes Getränk, als der jetzige Naturwein ist. Dem Arbeiter wird ein gesundes und billiges Getränk verschafft, das ihn von den gefährlichen Fälschungen befreit. Die Apotheken können für ihre Präparate die teureren Weine durch diese billigen Konzentrierten ersetzen und so wichtige Heilmittel wie Chinaweine wohlfeiler verkaufen.

Die Reisenden können auf ihren Ausflügen für ihre Bedürfnisse hinreichende Massen konzentrierten Wein mit sich nehmen und sich jeder Zeit schnell durch Beifügung von Wasser ihren Tischwein herstellen. Man kann aus den leichten Landweinen den Alkohol, den sie enthalten, entfernen, den Extrakt konzentrieren und ihn nach Freihäfen, beispielsweise nach Hamburg, verschicken, wo man durch Hinzufügung von Wasser und Kornbranntwein für die nordischen Bevölkerungen ein billiges hygienisches Getränk herstellen könnte.

Meteorologisches.

Ein sehr bequemes Mittel, um die Entfernung eines Blizes zu messen, wird in der „Meteor. Zeitschr.“ angegeben. Der Schall legt bekanntlich 1000 Meter in 3 Sekunden oder dem 20. Teil einer Minute zurück, mithin 100 Meter in dem 200. Teil einer Minute. Hätte man also eine Uhr, deren Pendel oder Umrufe 200 Schwingungen in der Minute macht, so brauchte man in der Zeit zwischen Blitz und Donner diese Schwingungen nur zu zählen, um die Entfernung des Blizes sofort zu wissen. Solche Uhren sind nun die ganz bekannten billigen Weckeruhren, die in vernickeltem Gehäuse montiert für etwa 3 M. verkauft werden. Ihre Umrufe zählt 200 Schwingungen in der Minute aus. Da der Schlag der Umrufe bei diesen Uhren sehr laut ist, so kann man die Schwingungen sehr bequem zählen. Zählt man z. B. vom Augenblick des Aufblitzens bis zum Donner 13 Schwingungen, so weiß man, daß der Blitz 1300 Meter entfernt war. Bei einiger Übung kann man auch die Zeit zwischen zwei Schlägen der Umrufe schätzungsweise noch bis auf die Zehntel beurteilen, und erhält dadurch die Entfernung bis auf einige Zehner von Metern. Ist z. B. der Donner nicht sofort nach den 13 Schwingungen aufgetreten, sondern nach einer Zeit, die man noch auf $\frac{1}{10}$ einer Schwingung schätzt, so wäre die Entfernung des Blizes auf 1340 Meter anstatt 1300 Meter anzusetzen.

Gumoristisches.

— Der Kiebig. Herr zum Angler (dem er eine Stunde zugehört hat): „Das Angeln ist doch ein recht langweiliges Vergnügen, werden Sie denn gar nicht stumpfsinnig davon?“

— „Na, aber wissens, neili hat mir Dana nur a halbe Stund' zuausglangt, den hamß an Tag drauf in d' Idiotenanstalt bracht!“

— Rette Wirtschaft. Mann (enttäuscht): „Wenn Du doch endlich meine Strümpfe stopfen wolltest! Man weiß ja niemals, was oben und was unten ist!“

(„Lust. Bl.“)

Notizen.

— Der bekannte französische Schriftsteller Jules Verne ist völlig erblindet.

— Max Halbe soll dem Residenz-Theater das Aufführungsrecht seiner „Jugend“ entzogen haben.

— Oskar Kraus, ein Münchener Tonkünstler und Dirigent, ist für Wolzogens „Vuntes Theater“ als Kapellmeister engagiert worden.

— Ein Kossuth-Denkmal ist dieser Tage in Pest errichtet worden; das Standbild ist in anderthalbfacher Lebensgröße ausgeführt.

— Der belgische Fünf-Jahrespreis für medizinische Forschungen ist in der Höhe von 5000 Frank dem Professor van Gehuchten in Loewen für seine Untersuchungen über das Gehirn und das Rückenmark zugesprochen worden.

— Ein neues rotes Meer. Das Erdbeben, das vor kurzem entlang der Südküste von Kalifornien wahrgenommen wurde, hat eine eigenartige Veränderung der Wasser des Pacific-Oceans bewirkt. An der Küste von Los Angeles County auf eine Strecke von 65 Meilen färbte sich das klare grüne Meer auf eine ziegelrote. Diese eigentümliche Färbung des Wassers behagte den Fischen so wenig, daß sie sich weiter in den Ocean zurückzogen, wo die Wogen wieder meergrün find. Bei Nacht strömt das rote Meerwasser einen starken phosphoreszierenden Glanz aus. An verschiedenen Stellen hat sich das Salzwasser in Süßwasser verwandelt. Man vermutet, daß das Erdbeben eine Spaltung des Meerbodens unweit der Küste verursacht hat und daß aus dieser Öffnung Süßwasser und Färbstoffe hervorquellen.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 4. August.